

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

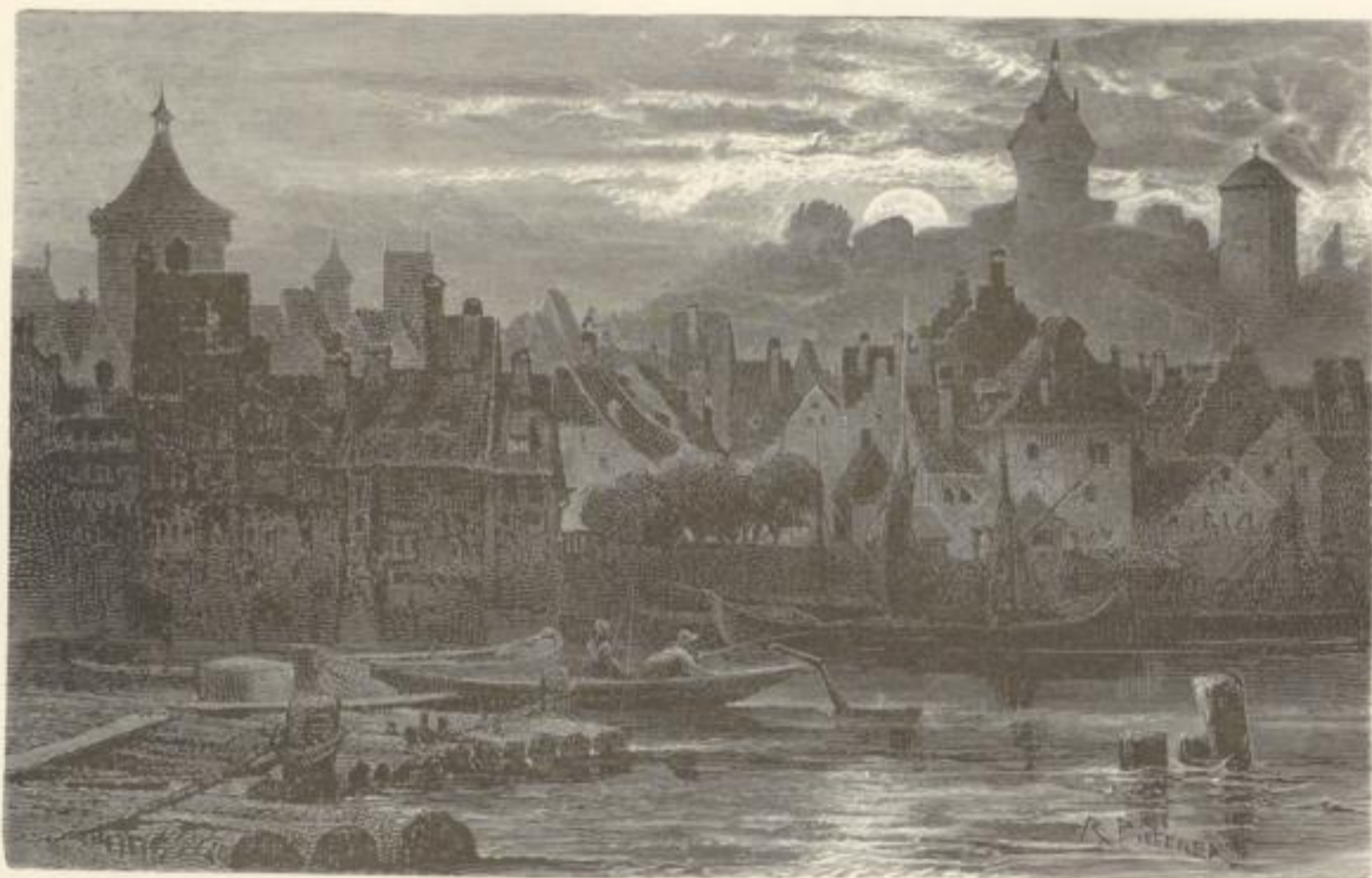
Rheinfahrt - von den Quellen des Rheins bis zum Meere

Stieler, Karl

Stuttgart, [ca. 1880]

Nach Basel

[urn:nbn:de:bsz:31-323992](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-323992)



Berthe aus Schaffhausen.

Nach Basel.

In tiefer Wandel liegt hinter uns — der Rhein hat den Bodensee verlassen und ist wieder hervorgetreten zur vollen Freiheit — ruhiger, kräftiger und größer. Noch hat er den raschen urwüchsigen Zug der Jugend, aber einer Jugend, die schon mächtig bewußt der Zukunft entgegenstrebt, statt im Strudel der Gegenwart zu verbrausen. Dies ist der Charakter seines Laufes von Stein bis Basel; nur einmal noch, nicht ferne von seinem Austritt, kommt ein gewaltiger Augenblick des Kampfes, ein Durchbruch der alten Leidenschaft. Es ist der Rheinfall bei Schaffhausen, vor dem wir stehen, eine riesige Felsenbank, die über dreihundert Fuß breit quer durch den Strom zieht; ihre Höhe mißt fünfundachtzig Fuß und war ehemals, wie die aus dem Strudel ragenden Säulen belunden, noch größer. Hier hat sich die Natur verschanzet, um dem herrlichen Strome den Weg zu wehren, hier muß der Rhein hinab; es ist ein Sprung auf Leben und Tod, aber jubelnd schallt es aus der wirbelnden Tiefe: ich hab's gewagt — und jubelnd jagen die befreiten Wogen nun weiter durch Wald und Flur.

Man besucht den Rheinfall am besten von Neuhausen, da uns hier das Bild des prächtigen Kataraktes im Rahmen grüner Wälder dicht gegenüber liegt. Wie ein Palast mit prunkender Fassade steht am rechten Ufer der Schweizerhof; auf den weitvorschwingenden Terrassen des Hauses tummelt sich die elegante Welt, und die hohen Fenster blinken weithin in der Sonne. Wer kürzen will, kann auf einer steilen Gartentreppe bis hinunter an's



Rheinfall bei Schaffhausen. Von R. Plättner.



Waldegal.

Ufer steigen, der bequemere Weg aber führt zierlich befiest in schlanken Windungen durch den Park. Die Wucht der herunterstürzenden Wassermassen hat einen kleinen Hafen ausgespült, wo die blaugrüne Fluth kristallhell wogt, hier nimmt uns die Barke auf, die kämpfend an's andere Ufer steuert.

Auch drüben ist die Höhe steil, zerklüftet steigen die Felsen empor, von feuchtem Staub genezt, mit grünem Gestrüpp überwachsen, das sich in alle Ripen klammert. Auf der Höhe aber thront mit zadigen Giebeln und Zinnen Schloß Lauffen, das mit seinen weitverzweigten Gebäuden an die alten Burgen mahnt.

Furchtbar schön entfaltet sich das herrliche Bild; vor unseren Augen gebiert und verbraucht sich die rastlose Kraft, wir sehen gleichsam hinein in's Innerste der gigantischen Arbeit, die hier gethan wird. Alle Sinne sind in Athem gehalten, Berge von Schaum werden wirbelnd empor- und wieder hinabgeschleudert, bis sie in Myriaden von Stäubchen zerplittern.

Fürwahr, es ist ein Kampf, und wie Helden, die unerschütterlich das Kampfgewühl überragen, so stehen die letzten jener Felsenweiler im Strudel, die von der steinernen Phalanx noch übrig sind. Tag und Nacht, Winter und Sommer, seit Jahren und Jahrhunderten stürmt unbändige Fluth wider sie; schon ist ihr Fuß unterwühlt, schon sind mehrere ihrer Gefährten in die schäumende Tiefe gesunken. Wie viele Generationen wird noch ihr eigenes Dasein wahren?

Aber wenn's auch ein Kampf ist, ein gigantischer Kampf, so fehlt ihm doch alles Düstere; es ist kein Bild der Zerstörung, sondern ein Bild des Sieges. Zauchzend, funkelnd stürzt sich die Fluth herab, daß man Stunden weit durch die Vollmondnacht ihr Brausen hört, und am Morgen blüht die Sonne durch das fläubende Silber, daß der Widerschein in allen Farben des Regenbogens strahlt.

Wenn man zur Zeit der hohen Saison kommt, dann gibt es indeß noch andere Bilder hier, dann findet sich ein Publikum aus allen Ländern der Erde ein und macht mitunter das Sprichwort wahr, daß vom Erhabenen

bis zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. Ohnmächtig lehnt die Baronin in der sicheren Barke und beaufzt ihr Loos, daß sie nun im Rheinfall versinken solle, ein Franzose beschwert sich, daß der Katarakt seit 1870 an Schönheit bedeutend nachgelassen, und daß er auch jenen „parfum de l'électricité“ vermissen, den Delrieu in seinem Rheinbuch rühmt. Er spricht mit lauter Stimme „pour dominer le bruit du cataracte,“ er spricht für Zwei, und so ist's kein Wunder, wenn sein Nachbar, der bleiche Angelsachse unerbittlich schweigt. „Le touriste est une créature machinale,“ sprach der Franzose wieder, seinen Delrieu citirend „il a besoin d'un dada“. Er hatte Recht, aber nirgends wirkt dieser Mechanismus des Reisens peinlicher, als wo man wirklich einer großen ergreifenden Naturerscheinung gegenübersteht. Man möchte unwillkürlich Begeisterung oder Entzücken in den Mienen der Menschen lesen, mit denen man die Wonne eines solchen Anblickes theilt und statt dessen findet man — wie oft! — einen Mangel an Ergriffenheit, daß man sich mitten im lautesten Getümmel allein fühlt. Der Eine mädelt am Rheinfall, daß er zu blendend, der Andere daß er zu lärmend sei, der Dritte liest unverwandt in seinem Handbuch das betreffende Kapitel und durchstreicht dann die Ueberschrift wie man eine lästige Verpflichtung aus dem Schuldbuch tilgt. Ist es denn gar so schwer, zu — genießen?

Zu den unvermeidlichen Staffagen, denen man am Rheinfall begegnet, gehört natürlich auch ein Feldstuhl, auf dem eine junge Lady mit dem Skizzenbuche sitzt. Unter dem Vorwand, einen Blick in das Bild zu werfen, blicken die Fremden, die vorübergehen, auf das schöne eiserglühende Gesicht, dessen Zeichnung auch unendlich gelungener scheint, als die des Rheinfalls. Die strenge Mutter aber, die auf dem Rasen daneben sitzt, hat nichts dagegen und unterbricht durch keinen strafenden Augenwink die dauerhafteste Bewunderung; sie ist weit weg von hier, am Ganges statt am Rheine. Denn in den „Daily News“, die ihr seidenes Kleid bedecken, ist die indische Spalte aufgeschlagen, und Indien ist das wichtigste Land der Erde, weil ihr Sohn Charlie dort auf dem Dampfer schwimmt.

In der Regel wird der Rheinfall und Schaffhausen als eine geographische Einheit betrachtet, allein das ist keineswegs der Fall, beide liegen fast eine Stunde weit auseinander. Nachdem wir den Rheinfall genugsam betrachtet, wenden wir nun unseren Blick zurück nach dem schmucken alterthümlichen Städtlein, dessen Giebelhäuser und Erker gastliche Herberge versprechen. Schaffhausen selber ist nur klein und zieht sich langgestreckt am Ufer des Rheines hin; aber die Bauart sowohl, wie der ganze Eindruck der Stadt zeigt uns die bürgerliche Selbständigkeit in hoher Entwicklung. Mit undurchdringlichen Mauern trotz das alte Kastell, der Munoth, von der Höhe, ehrwürdig und grau ragen die Thürme des Münsters empor, dessen Glöde bekanntlich die Inschrift trägt, die Schiller seinem unvergleichlichen Gedicht vorangestellt: „Vivos voco, Mortuos plango, Fulgura frango“. Die Industrie Schaffhausens genießt bedeutenden Ruf und sein commercieller Verkehr gewinnt auf doppelte Weise durch die mächtige Wasserkraft, die zur Verfügung steht und durch die Hemmung, die der Rheinfall der Schifffahrt auferlegt. So hat die altersgraue Stadt der Macht, die sie in früherer Zeit als „Schlüssel von Schwaben“ besaß, auch die moderne Macht des Reichthums hinzugefügt, aber derselbe Gemein Sinn, der sie damals besetzte, besteht noch heute und adelt den Besitz. Die großartigsten Anstalten, welche die Stadt zu öffentlichem Nutzen besitzt, sind aus der Freigebigkeit einzelner Bürger hervorgegangen, und immer von Neuem werden solche Mittel gewährt. Wie die Sage geht, standen in ältester Zeit nur einige Schifferhütten an der Stätte wo jetzt Schaffhausen liegt und selbst der Name wird häufig darauf zurückgeführt; aber schon im zwölften Jahrhundert erhielt der bescheidene Ort die Rechte und Ehren einer Stadt. Manche Fehde war den Gräben und Wällen beschieden, mit denen die Bürger ihre Heimath umgaben, und auch andere Heimjuchung aller Art blieb ihnen nicht erspart. Mehr als viertausend Menschen erlagen in einem Jahre der Pest; Wasser und Feuer wetteiferten in der Verwüstung der schönen Stadt, und der Krieg, der an der Wende unseres Jahrhunderts alle Waffen in der Schweiz zusammenführte, raubte ihr zuletzt noch eine ihrer merkwürdigsten Zierden. Es war die alte Brücke über den Rhein, der hier bereits eine Breite von mehr als dreihundert Fuß hat; ohne Pfeiler schwang sie sich von einem Ufer an's andere; denn das einzige in der Mitte



Räberfang.

stehende Joch stammte von einem früheren Bau und war unbenützt geblieben. Selbst die berühmte geistvolle Madame Roland widmet dem seltsamen Bau in ihren Schweizerbriefen die höchste Bewunderung; diejenigen aber, die im Frühling 1799 den Feuerbrand in die Brücke warfen und sie bis auf den Grund zerstörten, waren die Landsleute der Madame Roland.

Es währet nicht lange, so sind wir im Gebiet der sogenannten vier Waldstädte, die Jahrhunderte lang dem Hause Habsburg zu eigen waren. Die erste von ihnen heist noch heute Waldshut, wie sie vor tausend Jahren *custodia silvae* hieß, denn damals stand in der tannengrünen Wildniß nur ein einsames Forsthaus.

Unfern davon strömt die Aar in den Rhein, ein wilder Bergstrom, der fast siebentausend Fuß hoch von der Grimsele herunterkommt, und in seiner reißenden Fluth alle Wasserkräfte aus dem Berner Oberlande sammelt, um sie huldigend dem Rhein zu übergeben.

Auch die Landschaft, durch die wir nun ziehen, entspricht dem Namen, den die vier Städte tragen; es überwiegt der Wald. Zu beiden Seiten stehen hohe Buchen, und einsam, fast verborgen zieht der Strom unter ihren Wipfeln dahin. Seine Fluth ist blau wie der Himmel und so klar, daß der Sonnenstrahl bis hinab auf die Kiesel des Grundes dringt; nur ein rauchender Meiler, nur ein Floß, das hinuntertreibt, mahnt an die zwingende Menschenhand. Allmählig erst werden die Ufer wieder breiter, das Buchholz lichtet sich und grüne Felder säumen den Strand; dort stehen die Schnitter und bringen fröhlich die Ernte ein.

Das ist die Lauffenburg. Der Wechsel der Landschaft ist überraschend, eine scharfe Wendung des Stromes, welche die Fluth zur höchsten Kraftentfaltung zwingt, liegt uns plötzlich vor Augen, eng und schroff rücken die Felsentrümmer zusammen, zwischen denen der Strom sich mühsam seinen Weg bahnt. Kreisend und sprühend windet die Fluth sich um die tiefgewurzelten Blöcke; der weiße Schaum springt an den Zinken empor, und manche sind schon



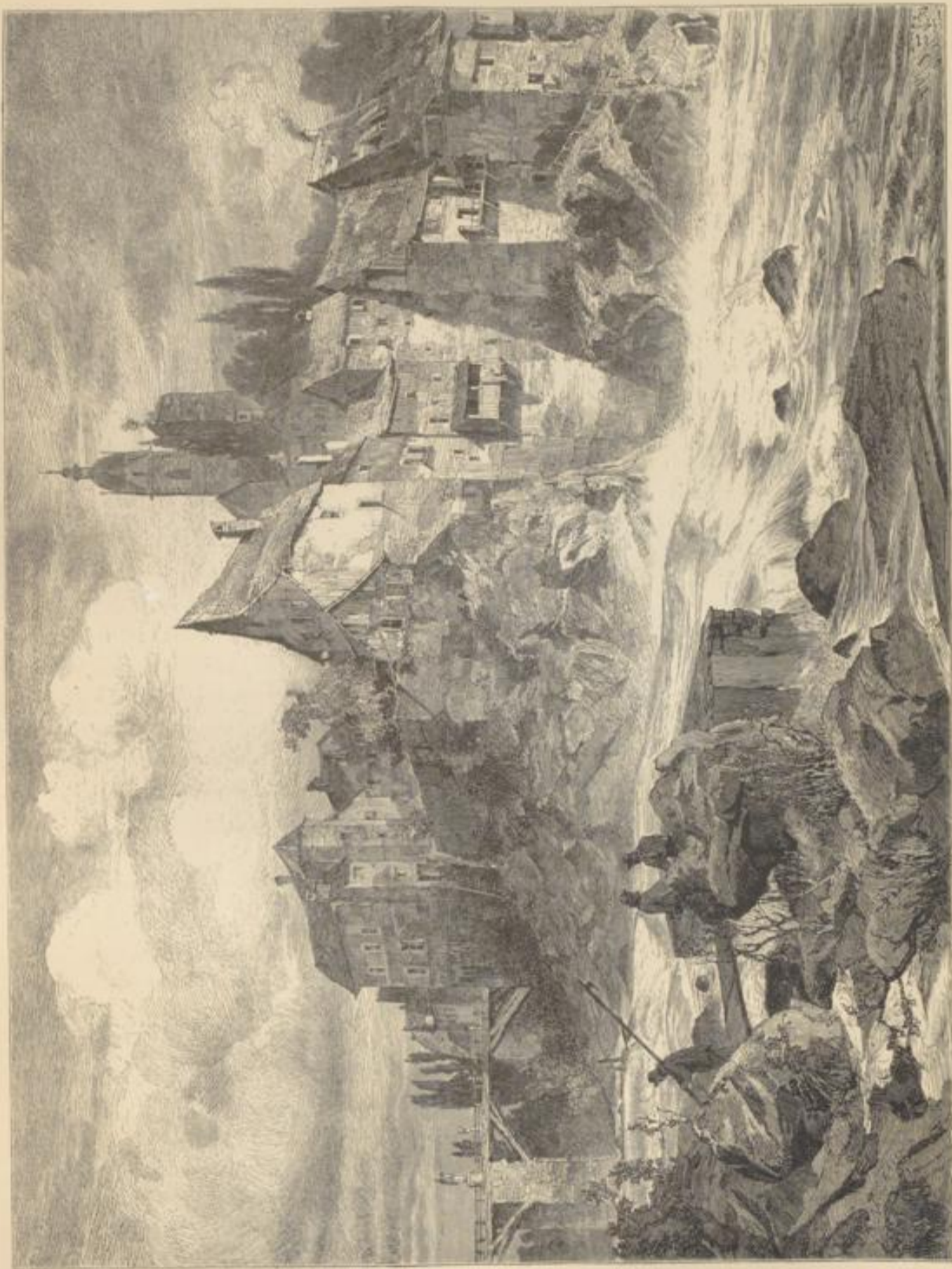
Räthgen.

so ausgepült, daß man wähnt, sie brächen jede Stunde zusammen. Es ist eine letzte Erinnerung an die einstige stürmische Jugend, es ist ein schwacher Nachhall jenes großen Wagemuths, das der Rhein bei Schaffhausen vollbrachte. Und solcher Nachhall tritt selbst im Namen zu Tage, indem man auch diese Stromschnelle den „Lauffen“ heißt. Wenn die Schiffe noch weiter wollen, so werden sie bei günstigem Wasserstande an Seilen hinabgelassen; nur selten wagt es einer, die lebensgefährliche Fahrt zu versuchen, wie der junge Lord Montague, der am selben Tage im Strome versank, da sein Ahnenhloß im fernen England ein Raub der Flammen wurde.

Aber selbst ohne diese Erinnerung, die unvergesslich im Gedächtniß der Bewohner haftet, hat Lauffenburg einen düsteren, fast unheimlichen Charakter; wie herausgewachsen aus den zerklüfteten Felsen sehen die verwitterten Häuser aus, die hoch und schmal das Ufer krönen. Die Stirnseite ist dem Strom und seinen Unbilden abgewandt und auf der Rückseite zieren nur wenige Fenster die graue Wand; ein enger Fußsteig führt aus manchem Hinterpförtchen herab über die Risse des Ufers.

So baut sich das Städtlein auf — in der Tiefe der graue brausende Strudel, über den Felsen die grauen Häuser, und über ihnen der grüne waldestiefe Hügel, von dessen Gipfel die Mauern einer Burg herniederragen. Aber die Burg ist längst zerfallen und menschenleer, nur der unbeugsame Thurm steht noch in alter Herrlichkeit, kein bunter Wimpel weht von seiner Höhe, sondern nur eine mächtige Föhre hat sich seit hundert Jahren in seinen Zinnen festgenistet und ist das grünende Symbol vergangener Herrlichkeit. Mit leisem Rauschen zieht der Wind durch ihre Wipfel.

Eine schmale, halb mit Holz gedeckte Brücke verbindet die beiden Städtlein Groß- und Klein-Lauffenburg und das Schweizerland mit dem deutschen Reiche. Unten am Strande aber auf dem glattgepöhlten Kies hängt allerlei Fischerzeug und feines Netzwerk an den Pfählen; denn eben hier ist eine der wichtigsten Stellen für den Fang der Salmen, die vom Niederrhein bis in die Schweiz hinaufgehen. An einzelnen Stellen, wo das Wasser leicht und sonnig ist, schwillt die Zahl der jungen Fische bisweilen so massenhaft an, daß sie die Oberfläche verdunkeln; sie



Cauffenburg. Von G. Schönleber.

bilden den wichtigsten Erwerbszweig dieser ganzen Strecke. Daneben aber hört man aus der Tiefe des Waldes die eisernen Hämmer klingen und die langen aufgeschichteten Stämme am Ufer zeigen, daß auch die Flößerei und der Handel mit Holz in Blüthe steht.

Bald haben wir die letzten der vier Waldstädte erreicht — Säckingen und Rheinfelden. Die erstere, die zu den ältesten Städten der Gegend zählt, ist geistlichen Ursprungs und ward von einem der Glaubensboten gegründet, die zu Beginn des sechsten Jahrhunderts aus Irland herüber kamen. „Jusqu'à ce temps Satan avait exclusivement régné sur le grand-duché de Bade,“ meint einer der französischen Chronisten, den wir schon oben citirt, erst der heilige Fridolin entwaffnete den heidnischen Brauch und die Künste des Teufels. Das Kastell, das er wider ihn erbaute, war ein mächtiges Klosterstift, welches bald mit der geistigen Macht auch weltliche Herrschaft gewann, und von Vielen für das älteste Kloster gehalten wird, das überhaupt auf deutscher Erde existirt. Längst ist der fürstliche Glanz, den es bejaß, verklungen, viel über tausend Jahre schläft Fridolin in seinem Reliquienschrein, und vielleicht wüßten von den vierzig Millionen im Reiche nur wenige etwas von Säckingen, hätte nicht der bekannte „Trompeter“ seinen Ruhm in alle Welt geblasen.

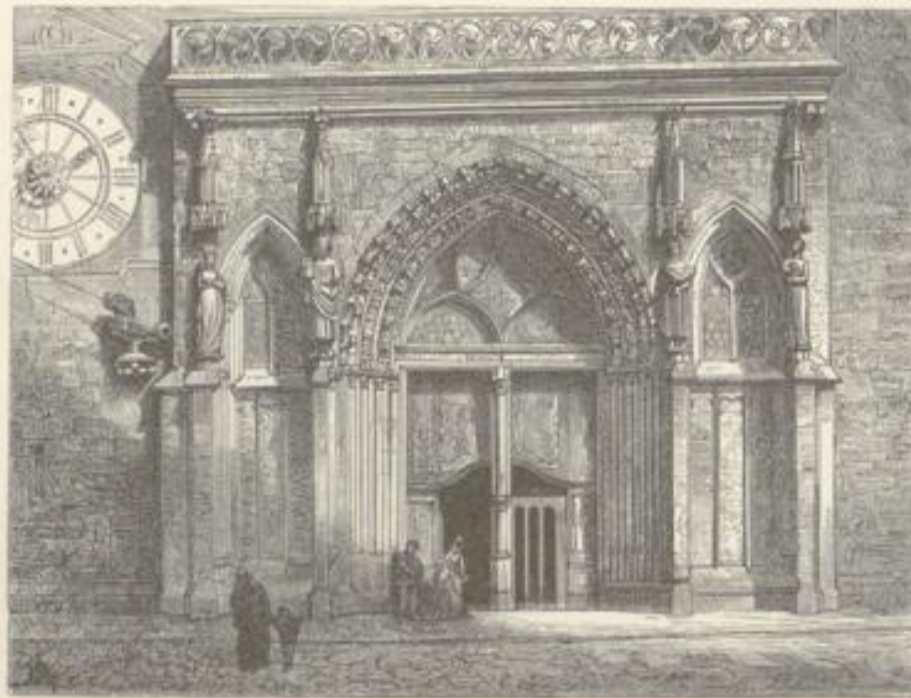
Das Gepräge, das uns das jetzige Städtlein zeigt, ist ganz das Bild der kleinen badischen Amtstadt; da hämmert das fleißige Gewerbe und durch die Straßen rollt der verstaubte Wagen des Reisenden.

Die letzte der vier Waldstädte, die wir begegnen, liegt wieder auf schweizerischem Grund, es ist Rheinfelden; alte verwitterte Mauern mit Thürmen und Thoren, eine lange holzgedeckte Brücke und im Strom jener wilde kreisende Strudel, den man den „Höllenhafen“ nennt. Zwei Störche flogen lustig über die Dächer weg und der kleine Junge, der ihnen mit offenem Munde nachsieht, ob sie ihm wohl ein Brüderlein bringen, erwidert stolz auf jede Frage: „I weiß nit“.

Und doch gäbe es gar mancherlei zu wissen in dem kleinen Rheinfelden, für den, der weilen könnte; denn auf dem Felsen, der mitten im Strome steht, wie ein natürlicher Pfeiler der Brücke, stand einst die gefürchtetste Grafenburg. Der Name der Burg war Stein und mancher wilde Kampf tobte um ihre Mauern, eh' sie die Eidgenossen niederrissen; manch' bange Sorge lag auf dem Herzen der Bürger, die da in dem alten Rathhaus tagten.



Rheinfelden.



Tempel in Basel.

Die Kaiserlichen und der Schwede, die Schweizer und die Horden Ludwig XIV. begehrten Einlaß vor diesem Thor, da galt es wohl, sich der Freiheit zu wehren.

„Wohin des Wegs?“ rief ich den Schiffern zu, die eben an der Lände ihr Floß beluden. „Nach Basel“ war die Antwort, die sie mit rauher Stimme gaben. Auf viele Stunden weit ist dies die Loosung für allen Verkehr: „Nach Basel“ eilt der Strom, „nach Basel“ gravitiren alle möglichen Interessen, es ist die erste große, wahrhaft mächtige Stadt am Rhein!

Bald landen wir vor ihren Mauern; in der Ferne glänzen mit dunklen Kuppen der Schwarzwald, der Jura und die Vogesen und in dem breiten Thal, das sie umschließen, liegt reich an goldener Saat und grünen

Zeit; nicht nur die Macht der Gegenwart, sondern die Kraft der Jahrhunderte spricht uns daraus an, wie ja auch in der Bürgerschaft noch jetzt die alten Geschlechter blühen, die vor vier- und fünfhundert Jahren hier das Wort geführt. Ganze Reihen von prächtigen Villen sind in den äußeren Theilen hinzugebaut, Alles was der moderne Geist erschaffen, hat sich allmählig eingefügt in den Charakter der Stadt, aber die inneren Theile sind noch heute,



Strassen mit dem Brunnen in Basel.

Neben das flache Land. Hier nimmt der Rhein seine letzte entscheidende Wendung — nach Norden, dem großen Reich entgegen, dem von nun an all' seine Pracht und sein Ruhm gehört. Schon der erste Eindruck, den Basel macht, wenn man es so zu beiden Seiten des Stromes liegen sieht, ist ungemein prägnant und entschieden. Natur und Geschichte, nicht blos der Zufall und die Zahlen haben es zu einer Stadt gemacht; es mußte werden, was es geworden ist.

Wenn jede Entwicklung aus natürlicher eigenartiger Kraft schon etwas Fesselndes besitzt, so steigert sich der Reiz dieses Eindrucks durch das alterthümliche historische Gepräge, das dieser Entwicklung zum Rahmen dient. Denn die Blüthe Basels stammt aus früher

wie sie ehemals waren und durch das Wesen der Leute geht ein altbürgerlicher Zug, der fest auf seine Freiheit hält. — Hat doch schon der alte Fischart ein lautes Lob gesungen auf die „holdselige Stadt“ am Rhein!

Und der Rhein war in der That die große Lebensader, aus der die Stadt ihre Kraft und ihren glänzenden Aufschwung gewann, er war es, der die Tausende von fremden Gästen und fremden Schätzen durch Basel führte. Schon im sechzehnten Jahrhundert, als die langen Karavaneen der Kaufherren noch mühevoll den Weerweg zogen, war ein regelmäßiger Schiffsverkehr zwischen Basel und Straßburg begründet; schon 1417 begann die Pflasterung der Straßen, und der Brunnen waren so viele, daß Aeneas Sylvius berichtet, wer sie zählen wollte, müßte die Häuser zählen. Kurzum, die alte RheinStadt war stolz auf ihren Namen, in dem ja eine königliche Wurzel verborgen liegt; ihr kühnes Streben wollte wetteifern mit jeder Stadt, in der die Fürsten ihren Thron gebaut, der Basilisk, ihr Wappenthier, war weit hinab am Rheine mehr gefürchtet und geehrt, als mancher Leu und Nar.

Den hohen strategischen Werth, den die Lage Basels für die Herrschaft am Oberrhein bot, hatten schon die Römer erkannt, als sie ihre Colonie bei Augst (Augusta Rauracorum) begründeten, das gleichsam als die Mutter der heutigen Stadt betrachtet werden darf. Von hier aus suchten die Kaiser Constantius und Julian die Jugendkraft der Alemannen niederzuhalten, als man mit

Bischof und das Bürgerthum, in dem sich schon zu Barbarossa's Zeiten verschiedene Geschlechter hervorgethan, rivalisirten ohne Unterlaß und so oft der Sturm der Zeiten über Europa dahinfuhr, trug auch die mächtige Stadt an der Wende des Rheines ihr Theil daran. — In Münster zu Basel hatte Bernhard von Clairvaux, der glühende Mönch, zum Kreuzzug gepredigt, Alexander III. warf den Bannstrahl in die Stadt, weil dieselbe treulich zum Kaiser stand; die Bürger Basels aber warfen den päpstlichen Legaten, der das Interdikt verkündete, hinunter in den Rhein. Bürgerzwist aller Art entflammte die Parteien, furchtbar wüthete das Erdbeben von 1356; noch furchtbarer die Pest von 1348. Aber der vorwiegend auf praktische Ziele gerichtete Charakter des Volkes überwand alle diese Gefahr.

Es ist uns leid, daß wir an dieser Stelle nicht ausführlicher auf die Geschichte von Basel eingehen können, denn sie stellt in ihrer festen, selbstständigen Geschlossenheit, in dem Reichthum ihrer geistigen und politischen Beziehungen fürwahr eines der fesselndsten Städtebilder dar. — Schon Barnhagen von Ense, der einen der historischen Stoffe Basels novellistisch behandelt hat, betont dies mit kräftigen Worten; immer wieder ragen die mächtigsten

schwülem Vangen fühlte, wie die Völkermassen Europa's langsam in Fluß geriethen, um mit elementarer Gewalt über die Länder Roms hereinzufluthen und das müde Alterthum vom Boden hinwegzuspülen.

Ohnmächtig war jeder Widerstand gegen solche Gewalten, und wie andere Städte, so fiel auch die römische Basilea in jene ungeheure Erbschaft, die der Barbar den Händen des sterbenden Römers entwand. Goldlofige Alemannen herrschten hier und weit umher im Elsaß, bis die Franken kamen und von Neuem der Wettbewerb um die Macht begann. Burgund und Deutschland, der



Erasmus von Rotterdam.

deutschen Kaisergestalten aus diesem lebensvollen Bilde hervor, die Einen mit dem Kriegsschwert umgürtet, die Andern im prunkenden Festgewand, Sachsen und Franken, hier die Staufen und dort der zürnende Graf von Habsburg.

Wie es in vielen Reichstädten der Fall war, so bildete auch hier das Bisthum den Kern der frühesten Entwicklung, unter seinen starken Schutz begaben sich die Freien, die von draußen hereingefiedelt; immer mehr wuchs der Besitz von Land und Leuten, und so kann man wohl für die Jugendepoche der Stadt behaupten, daß die Bischöfe ihre eigentlichen Gebieter waren. Die Macht derselben ward noch gehoben, indem sie selbst oft aus mächtigen Häusern stammten und in der Regel auf Seite des Kaisers standen. Als Freund und Vertrauter war Haito dem großen Karl ergeben und Adalbero Kaiser Heinrich II.; mit unerschütterlicher Treue und der ganzen Kraft jener sehdelustigen Zeit stand Burchard von Habsburg zu Heinrich IV., der das Leid von Canossa auf Deutschland lud! An der Seite des Staufen Konrad III. zog Bischof Ortlieb in's heilige Land, an der Seite Rudolf's von Habsburg focht Bischof Heinrich auf dem Ganjerfeld gegen den mächtigen Ottolar! Lange Zeit war Rudolf ein erbitterter Feind der Stadt gewesen und hatte mit Feuer und Schwert ihre Pforten heimgesucht, erst seine Wahl zum König, die „die schreckliche, die kaiserlose Zeit“ beschloß, brachte den Frieden mit Basel. Nun hatten sich die Gemüther gewandelt; die Thore, welche die Stadt dem



Statue des Manlius Plancus.

aber in gleicher Weise stieg auch ihre Bedeutung für die allgemeine Geschichte. In der Schlacht von St. Jakob, die man „das schweizerische Thermopylä“ genannt hat, wehte ihr Banner, das Concil, welches von 1431–1448 tagte, und bei welchem Papsi Felix V. aus dem Conclave hervorging, richtete die Blicke der Welt auf Basel. Es war die Zeit der freien Reichstadt, und das war unteugbar ihre höchste Blützeit, alle Kräfte, die in ihr lagen, im geistigen, wie im physischen Sinne, waren in lebendiger Regung und sogar an den Schwierigkeiten, die es zu bestehen galt, konnte nur ihr Selbstbewußtsein wachsen.

Aus dem weiten Rahmen politischer Beziehungen, die Basel als freie Stadt des großen deutschen Reiches hatte, trat es allmählig in ein engeres und festeres Gefüge hinein, in die Fühlung mit den Eidgenossen. Der förmliche und feierliche Vollzug dieses Schrittes erfolgte im Juli 1501, allein obwohl die Jugend in den Straßen sang: „Die Schweizerboden“, so blieb sich doch die Stadt ihrer deutschen Bildung stets bewußt, und das Gefühl der

Grafen trotzig verschloß, that sie dem König willig auf, zwischen den beiden hadern- den Parteien (Sterner und Pittlicher) kam es zum Ausgleich und mit doppelter Günst fühlte nun Rudolf so manch' vergangenes Leid.

Nicht ohne harten Kampf und nur mit Aufgebot aller Jugendkraft rang sich das bürgerliche Element neben dieser geistlichen Macht empor, aber endlich kam auch für seinen Sieg die Stunde. Wenn man für die erste Epoche mit gewissem Rechte sagen kann: Basel gehört dem Bischof, so kann man in dieser zweiten Epoche sagen: Basel gehört dem Bürgerthum. In schweren Prüfungen aller Art, daheim und im Felde, mußte die Stadt diese Selbstständigkeit bewahren und härten,

geistigen Gemeinschaft fand einen erneuten Hebel in der wissenschaftlichen Blüthe. — So war aus der Bischofsstadt und der deutschen Reichsstadt die Schweizerstadt hervorgegangen, und Basel war damit in eine neue dritte Epoche eingetreten, in jene Gestalt, die uns in die moderne Geschichte hinüberleitet, und auf der trotz aller Kämpfe und Sorgen, die dazwischen lagen, die bedeutsame Gegenwart der Stadt basirt.

Der erste Weg wenn wir jetzt durch Basel gehen, führt wohl an's Münster empor, das hoch gelegen ist, auf einem der beiden Hügel, wo sich die älteste Niederlassung befand. Von dem allerfrühesten Bau ist freilich nichts mehr vorhanden; von dem zweiten (der vielfach auf Heinrich den Heiligen zurückgeführt wird, während ihn Andere

erst an das Ende des zwölften Jahrhunderts verlegen) besteht noch der Chor und der Kern des Schiffes, alles Uebrige ward durch jenes furchtbare Erdbeben zerstört, das Meilen weit Burgen und Kirchen zertrümmerte. Bald aber wurde das Münster auf den kräftigen Antrieb des Bischofes Senno von Münzingen dem Kulte wieder geöffnet, die bauliche Vollen- dung aber zog sich bis in das sechszehnte Jahrhundert hinein und erzeugte jene kunst- reiche Verknüpfung verschiede- ner Stile, die sicherlich auch ihren Reiz hat.*) So ist der Dom ein Bau geworden, der auch in seiner heutigen Gestalt noch auf jeden unbe- fangenen Beschauer mächtige Wirkung übt. Auf bäumen- den Rossen sehen neben dem



Kathedrale in Basel.

Hauptportal die beiden Gestal- ten St. Georg und Martinus, dann Kaiser Heinrich, und die Kaiserin Kunigunde; aber auch die nördliche Langseite hat ihr eigenes Thor, die sogenannte St. Gallusporte, die reich an sinnvollen Bil- dern ist.

Der Eindruck im In- nern ist noch bedeutender als ihn die Außenseite gewährt; hell und hoch ist der Bau und ungehemmt schweift das Auge durch den langen Raum, den eine prächtige Orgel ab- schließt. Sie und die Kan- zel, die zierlich wie ein Blü- menkelch emporsteigt, gehören zu den Merkwürdigkeiten des Domes; auch an Grabmälern aller Zeiten sind die Seiten- schiffe reich und manche da- von sind geradezu ein Denk- mal ganzer Epochen. Denn

wem schwebte nicht die ganze Blüthe der deutschen Kaisermacht und der freien Reichsstadt vor, wenn er an dem Grabmal sieht, wo Rudolph von Habsburg seine Gattin zur Ruhe trug! Wer dächte nicht an den glänzenden Aufschwung edler Wissenschaft, wenn er dort auf dem Steine liest: Erasmus von Rotterdam! In seine Zeit fällt der Höhepunkt, den Basel in geistiger Beziehung erreicht hat; alle Gebiete der Forschung fanden ihre be- deutenden Vertreter an der jungen Hochschule der Stadt, daneben nahm die Buchdruckerkunst einen Aufschwung, dem man in kurzer Frist dreihundert der gediegensten Werke verdankte. Kein Reid verkümmerte das gemeinsame Streben: „Du würdest schwören (schreibt Erasmus an einen Freund), daß Alle nur ein Herz und eine Seele hätten.“ —

*) Der Verfasser verdankt diese Details, sowie manch' andere Anregung der freundschäftlichen Mittheilung des in Basel lebenden, hochverehrten Herren Dr. Gsell-Fels.

Was Erasmus für die Wissenschaft, das ward Hans Holbein für die Kunst in Basel; eine große Anzahl seiner herrlichen Bilder und Zeichnungen sind im dortigen Museum versammelt, und mit Recht ist dasselbe neben dem Münster der bedeutendste Schatz der Stadt.

Sein Ursprung reicht keineswegs weit zurück, erst 1849 ward es eingeweiht, auf dem Boden des früheren Augustinerklosters und mit dem Zwecke, Alles was zum Studium der Künste und Wissenschaften dient, „in würdigen Räumen aufzunehmen“. Es würde den Rahmen dieser Darstellung weit überschreiten, wenn wir die Aufzählung oder gar die kunstgeschichtliche Würdigung der Schätze versuchen wollten, die hier vereinigt sind; dies Amt ist längst von besserer Hand besorgt. Nur soviel sei hier gesagt: ein Jeder, der Holbein studieren will, kann Basel nicht entbehren, und die Stadt selbst zählt unter ihren Bürgern einen seiner berühmtesten Kenner.

Allein nicht bloß in den gelehrten Räumen des Museums, auch auf offener Straße begegnet uns die Spur dieses großen Meisters: der Brunnen mit dem Bauerntanz, der nach Holbein's Zeichnung gearbeitet sein soll, sprudelt noch heute lustig fort, und wenn auch Wind und Wetter die Farbe tilgt, so weiß man doch immer die Häuser zu zeigen, die Holbein's Pinsel einst mit Wandgemälden schmückte. Wäre er nicht schon 1526 nach England fortgezogen, so hätte Basel vielleicht eine Malerschule von europäischem Ruf erhalten.

Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts wurde in Basel ein Mann geboren, welcher auf anderem Gebiete ebenfalls eine euro-

zu nennen, die sich gemeinnützig hervorgethan, allein wir müßten Bände statt Seiten zur Verfügung haben. — Unter den Architekturen aus älterer Zeit verdient das Rathhaus Erwähnung, mit der Statue des Munatius Plancus, nicht minder verschiedene Thore, die ja so häufig zu den schönsten Bauwerken gehören, welche alte Städte besitzen. Der Grund hiefür liegt nahe genug, denn der Begriff des Thores ist mehr als eine bloß räumliche Schranke, es ist der tiefe principielle Scheidepunkt zwischen dem herrschenden Bürger und dem dienenden Bauer, der außerhalb der Stadt auf flachem Lande wohnt.

Das ganze politische Kraftgefühl der Städte verkörpert sich gleichsam demonstrativ in ihren Thoren. Und dies Gefühl hat sicherlich auch steigend auf die künstlerische Kraft gewirkt, denn gerade die Begabtesten mochten es am meisten fühlen, daß solch' ein Werk neben der praktischen noch eine tiefe ideale Bedeutung habe und deshalb fügten sie dem trostigen Gestein so manch schwungvollen Schmuck hinzu, der über den trodenen Zweck hinausging.

Das schönste unter den Thoren Basels ist ohne Zweifel das Spahlenthor. Ein spitzer Helm mit bunten Ziegeln deckt den mittleren kantigen Thurm, an dem drei Heiligenbilder prangen, die man lange Zeit im ganzen Sundgau verehrete, die beiden Seitenthürme aber sind rund und umschließen mächtig das gezackte Pfortlein, das



Hans Holbein.

päische Berühmtheit genannt werden muß. Wir meinen Matth. Merian, den Illustrateur, Kupferstecher und Verleger, welcher in einer Reihe heute noch geschätzter Werke den gebildeten Lesern seiner Zeit die Anschauung von Ländern und Städten in ähnlicher Weise vermittelte, wie wir es heute in diesen Blättern versuchen. Und wie viel andere wären

den eigentlichen Durchlaß gewährt. Der Verkehr freilich ist naturgemäß in den rheinwärts gelegenen Quartieren am regsten und er wird immer lebendiger, je mehr wir uns der langen Brücke nähern, welche die beiden Theile der Stadt (Groß- und Kleinbasel) verbindet.

So haben wir denn versucht, in kurzen Zügen das Bild von Basel zu zeichnen, aber wahrhaft staunenswerth ist der Umschwung, den dies Bild in den letzten Jahren erfuhr. Nach allen Seiten ward die Physiognomie der Stadt dadurch beeinflusst; überall gewahren wir das Streben, den Ideen der Gegenwart unumschränkte Herrschaft zu schaffen, überall empfinden wir, daß auch Basel eingetreten in den großen Wettkampf der Zeit.

Es hatte lange genug gedauert; jeder Fortschritt, selbst in äußeren Dingen, mußte erobert werden. Noch im Jahre 1829, als Hannover schon Gas besaß, brannte hier nicht eine einzige Laterne; noch vor dreißig Jahren schien es ein Ding der Unmöglichkeit, daß Basel jemals „einen sogenannten Quai“ besitzen werde, wie ihn andere Städte haben, „die an Flüssen liegen“. — Und jetzt werden alljährlich Millionen für gemeinnützige Zwecke hingegeben, eine Kunsthalle und ein Musiksaal, ein neues Theater werden gebaut und dazu zwei Schulpaläste, deren jeder eine halbe Million bedarf. Am meisten aber macht sich dieser Umschwung in Frage des Unterrichtes geltend, denn hier liegt ja das große Problem der Gegenwart und der Schlüssel zur Zukunft. Mit Verblüffung ließ ich mir sagen, daß es in Basel Lehrer gibt, die Millionäre sind.

„Sie meinen wohl einzelne Professoren, die an Ihrer Hochschule wirken,“ sprach ich zu dem

ichem geistigen und materiellem Besitz besteht; das Einvernehmen, in dem die reichen Kaufherren und Patrizier mit den Gelehrten stehen, ist jetzt so herzlich und unerkünstelt, als man es nur irgend wünschen mag. — So hat sich denn der Charakter der Bürgerschaft nach allen Seiten hin zu seinen Gunsten gewandelt; noch immer ist freilich der Reichthum ein wichtiges und dominirendes Element in Basel, aber dem Bewußtsein des Besitzes hat sich längst das Bewußtsein beigelegt, daß der wahre Werth gewogen, nicht gezählt werden muß.

Viele der angesehensten jungen Kaufherren machen bereits gediegene akademische Studien und man setzt einen Stolz darin, mehr durch gemeinnützige Thaten, als durch persönlichen Prunk hervorzuragen.

Ueberhaupt herrscht im häuslichen Leben meist eine strenge bürgerliche Einfachheit, und nur dann, wenn öffentliche Feste kommen oder sonst ein wichtiger Anlaß, tritt eine glänzende Repräsentation zu Tage. So ward während der Zeit, die ich in der freundlichen RheinStadt verbrachte, ein großes Rennen auf der Schützenmatt gehalten und da strömte freilich alle Welt, vom Bettler bis zum Millionär hinaus auf den Festplatz. Das war die rechte Gelegenheit, um das Volk in Masse und das Baslerleben in reichster Entfaltung zu sehen — zudem war's Sonntag Nachmittag und ohne Wolke lag der blaue Himmel über uns. — Schon um Eins begann das bunte Gewühl, Wagen an Wagen flog über die Straße, die durch's Spahlenthor hinaus führt, auf die breiten Wiesen, wo sonst



Math. Merian.

gelehrten Freunde, der mir dies betheuert.
„Doch nicht, ich meine Lehrer im Allgemeinen; denn es kann ja nicht jeder Professor sein! Der Stand an sich, auf welcher Schule er auch wirkt, ist bei uns so angesehen, daß sich Niemand zu reich oder zu vornehm dafür dünkt.“

Unter solchen Umständen hat sich denn auch der alte Gegensatz wohlthätig gemildert, der zwischen

die Miliz ihre Uebungen abhält. Das Geschirr der Pferde war mit seidnen Bändern geziert, die im Winde wehten, dann kamen große vierspännige Leiterwagen, mit Tannentreisig geschmückt und überfüllt mit Soldaten in dunkler Uniform, es war ein Dupend guter Freunde, die sich zusammengethan und in froher Laune jubilirten. Endlich nahte auch mit klingendem Spiele die Musik. Alle Trottoirs aber waren übersät mit fröhlichem Fußvolk, man ging noch in heller Seide, denn die Luft war sommerlich mild und die schönen Frauen lächelten so gewinnend, als wäre es ihr eigener Ehrentag. Ueber die weichen Matten hin, wo die Räder geräuschlos rollen, treten wir in die Rennbahn ein, verfolgt von Zettelträgern, die das Programm verkaufen. Neben dem Steeple-chase, das dort verzeichnet stand und wahrhaft glänzend durchgeführt wurde, bot vor allem ein Armeereiten Interesse, zu dem sich die eidgenössische Kavallerie auf ihren Dienstpferden einfand. Es waren meistens Söhne der alten städtischen Geschlechter, geborene Millionäre, die hier auf den feinsten Racepferden, aber in derber Uniform vorüberflogen, denn nur Soldaten und Unteroffiziere waren zugelassen. Natürlich war fast jeder der beteiligten Herren in ganz Basel bekannt und ward in diesem wichtigen Augenblick gleichsam als Sohn der ganzen Stadt betrachtet. Der Jubel,



Spalierthor in Basel.

gestellt, Wagen an Wagen, der alte Herr mit dem weissen Bart und dem feinen Profile spricht theilnahmsvoll mit einem Geschäftsfreund, der eben herangetreten, die schönen Töchter aber stehen auf den dunkelblauen Kisseln und blicken mit dem Opernglas voll Spannung auf die Bahn. Rußbraun fallen die langen Zöpfe über die graue Seide des Kleides, ein lecker Verjagierhut nickt vom Haupte und um den Hals blinkt ein Kettlein mit köstlichen Steinen. O, wie sie lachen und lächeln, wenn immer wieder ein schmuder Reiter vorüberfliegt.

Endlich ist der letzte Fanfarenstoß vor der Tribüne verklungen, man rüstet sich zur Heimkehr und in endloser Reihe verlassen die Equipagen den Platz, denn nach dem Rennen ist Corso auf dem Aeschengraben. Zu beiden Seiten bildet das Publikum Spalier. Dort kommt mit gravitatischem Schritt und mit gepuderten Lalaien der Galawagen eines reichen Spaniers, der in Basel lebt (das ja selbst einen Schwedenkönig zum Bürger hatte), ein reizender Biererzug mit Apfelschimmeln folgt; dann naht im Jockeykostüm auf elegantem Sig der Sieger im Herrenreiten. Und

mit dem die Bürgerschaft den kleinsten Vorsprung begrüßte, den einer der ihrigen über Zürich oder Schaffhausen erkämpfte, die Popularität der Beteiligten hatte selbst für den Fremden etwas Sympathisches. Es war jener „Lokalpatriotismus“, den man eben nur in freien Städten kennt, ein Bürgerstolz, der sich unbefangenen Ausdruck gab.

Viel interessanter aber als das Schauspiel bleiben doch immer die Zuschauer selbst, deren Elite sich im inneren Rund der Rennbahn befand. Weit hin waren hier die prächtigsten Equipagen auf-



Gießen. Von R. Püttner.



jetzt, jetzt kommt der alte Herr mit seinem Täubchen in grauer Seide; den Schluß aber bildet eine muntere Cavalcade, zu der sich sämtliche Reiter vereinigt haben. Im kurzen Galopp, mit kurzem Gruß geht es von dannen.

Es mochte ungefähr sechs Uhr Abends sein; um diese Stunde ist alltäglich die große Tafel in dem alten weitberühmten Hotel zu den drei Königen. Das Haus, das dicht am Rheine liegt, führt seinen Namen auf die Zeit zurück, als Kaiser Konrad II. und sein Sohn Heinrich mit Rudolf von Burgund zusammentrafen; damals sollen die drei Fürsten hier ihre Einkehr genommen haben.

Wie anders freilich mag es damals hier gewesen sein, als jetzt, wo uns strahlende Kerzen und ein Prunksaal entgegenblinken, in dem sich die Gäste aus allen Ländern Europa's zusammenfinden! Alle möglichen Kuriositäten und Alterthümer schmücken die Wand und ein hohes drawing-room mit schweren Damastvorhängen und Spiegeln nimmt die vornehmen Fremden nach beendeter Tafel auf. Mit weißer Cravate und feierlichen Mienen sitzt der clergyman in der Ecke und unterhält seine Damen vom schönen Wetter, das morgen zu erwarten steht; er wüßte gerne, was es Neues auf Erden gibt und auch die Times liegt dicht an seiner Seite, aber bekanntlich ist heute Sonntag und die Ausläufer des Sonntags muß man ja in geweihter offizieller Langeweile verklingen lassen.

Da haben wir es doch besser als gottlose Germanen — wir sitzen draußen auf der breiten Terrasse im Kreise fröhlicher Genossen und plaudern von den großen Tagen, die uns einig gemacht. Funkelnd glänzen zu Häupten die Sterne und rauschend zieht unten der Rhein vorbei, der alte Bannerträger des deutschen Gedankens. Nimm unsere Grüße in die Heimath mit, herrlicher Strom!

